

Trost. Noch nicht. Vielleicht nie. Aus diesem Grund halte ich mich lieber an meinen Pferdefreund.

»Hm, sag mir, wie ich damit umgehen soll, zu wissen, dass ich einen Sohn hatte, ihn aber nie kennengelernt habe. Ich meine, du kennst dich doch mit diesen Dingen aus.« Unsere gemeinsamen Erfolge haben Ébano zu einem gefragten Deckhengst gemacht. Auch aus diesem Grund habe ich ihn nie kastrieren lassen. Außerdem wäre es solch ein Jammer, wenn er sein Feuer verliert. Nein, nein. Ébano und ich sind echte Kumpel, und ein Kumpel lässt dem anderen nicht die Eier abschneiden. »Wenn dir eine Stute gefällt, machst du ihr ein Baby in den Bauch und *adiós*, das war's. Hinterher verschwendest du keinen Gedanken daran, ob das süße Fohlen gesund ist. Oder ob es vielleicht von einer Brücke springt, weil du sagst, du kannst dich nicht mit ihm treffen.«

Okay, ich gebe zu, der Vergleich hinkt, aber schließlich ist Ébano ein Pferd, und als solches verlangt er keine verbalen Höchstleistungen von mir. Was er hingegen verlangt, ist meine Aufmerksamkeit.

Nachdrücklich schlägt er mit dem Huf gegen die Boxenwand. Alle anderen Pferde in der Gasse dösen vor sich hin. Auch sie müssen sich noch von den Strapazen der Reise erholen und leiden unter der mittäglichen Hitze. Vor siebzehn Uhr passiert hier gar nichts mehr. Die ganze Hacienda hält Siesta. Jedes atmende Wesen außer mir hat sich an ein kühles Plätzchen zurückgezogen.

Ich lache ein wenig. »Okay, verstanden. Du willst auch nicht mein seelischer Mülleimer sein. Verständlich. Ich stehe sonst auch nicht so auf diese Emo-Nummer.«

Aus einem Kasten an der Stallwand nehme ich Striegel und Kardätsche. Dafür muss ich die Sherryflasche abstellen, aber das ist ganz gut so. Ich schlüpfte zu Ébano in die Box und beginne ihn in festen Zügen abzustriegeln. Der Staub, den ich ihm aus dem Fell bürste, tanzt in winzigen Partikeln im Sonnenlicht, das durch das schmale, hohe Fenster in die Stallgasse fällt. Ébano entspannt sich unter meiner Zuwendung. Seine Ohren klappen müde zur Seite, die Lider sinken auf Halbmast. Wie Balsam legt sich seine Zufriedenheit auf meine angespannten Nerven. Das ist es, was ich an der Arbeit mit den Pferden so liebe. Sie geben, ohne zu fordern. Man muss sich ihr Vertrauen erobern, doch wenn sie es einem erst einmal schenken, dann vorbehaltlos und ohne jeden Hintergedanken.

Nachdem ich mit dem Bürsten fertig bin, macht Ébano seinem Namen alle Ehre. Sein Fell glänzt wie poliertes Ebenholz.

Ich trete einen halben Schritt zurück und bewundere mein Werk. Die Chancen stehen gut, dass sich mein Maulesel von einem Hengst sofort im Einstreu wälzt, kaum dass ich ihm den Rücken zukehrt, aber im Moment ist er eine Augenweide. An seinem ganzen Körper ist kein einziges weißes Haar. In leichten Locken fällt die Mähne über den kräftigen Hals. Sein Körper ist kompakt, aber der Kopf von einer solchen Eleganz, dass selbst ich jedes Mal wieder erstaunt bin, wie schön dieser Hengst ist. Ich trete aus der Box, um Striegel und Kardätsche wegzulegen, und Ébano folgt mir wie ein zweiter Schatten. Als ich mich bücke, um den Putzkasten zu schließen, stupst er mich mit der Nase am Hinterteil.

Ich lache und mache einen stolpernden Schritt vorwärts. Kaum stehe ich still, stupst Ébano mich noch einmal. Wieder und wieder, immer einen Schritt näher in Richtung Ausgang. Niemand kann behaupten, dass mein Pferdchen nicht wüsste, was es will.

»Hey, was ist mit Siesta? Solltest du dich nicht ausruhen?« Der nächste Stupser fällt kräftiger aus als alle zuvor.

»Okay, okay, verstanden.« Ich greife nach einer der langen Longiergerten, die immer am Ausgang bereitstehen. Auf Zaumzeug oder Halfter verzichte ich. Ich weiß, ich kann mich auf Ébano verlassen. Dass er ausgerechnet in der größten Mittagshitze rauswill, ist vielleicht nicht die beste Idee, aber gut, ich schätze, er hat recht. Besser, als mich mitten am Tag zu betrinken, ist eine kurze Trainingseinheit allemal.

Im Freien angekommen, greife ich mit der Rechten ein Mähnenbüschel direkt über seinem Widerrist und schwinde mich auf seinen Rücken. Nicht zum ersten Mal rettet mir Ébano hier den Arsch. Und da wundern sich die Leute, warum es mir so viel leichter fällt, meinen Pferden zu vertrauen als den meisten meiner Mitmenschen.

Linda

Wiebkes lachendes Gesicht strahlt heller als die Sonne.

»Fang mich auf! Fang mich auf!« Ein leichter Wind weht ihr ein paar Strähnen ihrer blonden Haare in den Mundwinkel. Sie sind so hell wie gesponnenes Mondlicht. Darum habe ich sie immer beneidet. Ich dagegen bin ihrer Meinung nach ein blonder Köter. Was sie meint, ist straßenköterblond. Ihr Grinsen entblößt zwei Zahnlücken. Beide Eckzähne oben fehlen, und wenn sie spricht, lispelt sie.

Ich strecke die Arme nach ihr aus. Ich bin so stolz auf sie. Meine kleine, wilde Schwester. Kein Klettergerüst ist zu hoch für sie, kein Baum zu gefährlich.

»Spring! Ich fang dich auf!«, rufe ich ihr zu, und mit der Gewissheit der Träumenden weiß ich noch im selben Augenblick, dass es ein Fehler ist. Wolken ziehen auf und verdunkeln den Himmel. Aus Sonnenschein und Frühlingsluft wird das unheilvolle leise Grollen eines bevorstehenden Sturms. Auf einmal ist es so düster, dass ich Wiebke nicht mehr richtig erkennen kann. Und auch das Klettergerüst verändert sich. Es wächst und wächst, schiebt sich in den Himmel, bis ich Wiebke kaum noch sehen kann, so weit oben steht sie. Hilflosigkeit macht mir das Atmen schwer. Es ist jetzt auch kein Klettergerüst mehr, sondern eine Brücke, auf der sie sich befindet. Ich stehe im eisigen Wasser eines Flusses. Die Kälte leckt an meinen Knöcheln, und ich will Wiebke zurufen, dass sie bleiben soll, wo sie ist. Sie darf sich keinesfalls bewegen, sonst geschieht ein Unglück, aber meine Stimme gehorcht mir nicht. Die Worte zerbröseln auf meiner Zunge zu Sand.

»Fang mich! Fang mich!« Wiebkes Stimme klingt jetzt verzerrt und gar nicht mehr nach meiner Schwester. Es ist die Stimme eines jungen Mannes, der mich anfleht, ihn

aufzufangen. Seine Bitte rüttelt an mir, packt mich, ich weiß, dass ich ihm nicht helfen kann, doch ich will, ich will so gerne, und dann springt er und ...

Ich reiße die Augen auf. Mein Herz pocht, mein Mund ist trocken von den Sandbröselworten.

»Señorita? Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Blaue Augen mustern mich fragend. Nur ein Traum, sage ich mir. Nur ein Traum. Trotzdem dauert es, ehe ich zur Besinnung komme. Ich schwitze wie verrückt, und noch immer fällt es mir schwer zu atmen.

»Ja, ähm, danke, alles in Ordnung.« Noch während ich spreche, wird mir bewusst, dass ich auf Deutsch geantwortet habe. Ich setze mich auf, räuspere mich, dann versuche ich es noch einmal auf Spanisch.

Diesmal lächelt mein Gegenüber. Der Typ, der zu den blauen Augen gehört, muss einer der Kiter sein, die ich vorhin beobachtet habe. Er trägt einen Neoprenanzug, den er bis zur Hüfte runtergezogen hat, seine Haare sind nass, und auf seinem braun gebrannten Oberkörper glitzern Wassertropfen. »Sorry, dass mein Hund dich einfach besabbert hat. Normalerweise bleibt sie ganz brav an ihrem Platz.« Er deutet zu einem Haufen Handtücher und Decken, vielleicht hundert Meter den Strand hinunter. Zum Schutz vor Wind und Sonne ist dort ein großes Segeltuch aufgespannt.

Erst jetzt bemerke ich den Hund, der den Kiter begleitet. Eine Promenadenmischung, mittelgroß, mit mittellangem mittelgrauem Fell. Der Fluss, den ich im Schlaf an meinen Knöcheln gespürt habe, war also Hundesabber. Wie appetitlich. Na ja, besser als der Fluss Styx aus meinem Traum, der mythologische Strom, der die Welt der Lebenden vom Reich der Toten trennt. Außerdem behauptet Jenny, Hundesabber halte die Welt zusammen.

Ich winke ab. »Kein Problem. Ich muss jetzt aber los.« Ich seufze. »Vielleicht komme ich diesmal auch endlich an mein Ziel. Du weißt nicht zufällig den Weg von hier zur *Hacienda de los Caballos Blancos*?« Ein Blick zur Pension verrät mir, dass ich nicht so lange geschlafen habe wie befürchtet. Die Tür dort ist immer noch verrammelt.

»Klar weiß ich das. Da wohnen die Brüder von einem meiner besten Freunde. Das ist nicht weit von hier, keine zwanzig Minuten mit dem Auto.«

»Ah, o... okay.« Ich kann mein Glück kaum fassen. Sollte ich wirklich so kurz vor meinem Ziel sein? »Moment, ich hole mir schnell was zu schreiben aus dem Auto, ja? Nicht dass ich mich schon wieder verfare.« So schnell es mein immer noch etwas labiler Kreislauf zulässt, eile ich zum Seat und krame Stift und Papier aus meiner Handtasche hervor. Kurz darauf skizziert mein Retter mit wenigen Strichen den Weg von hier zur Hacienda auf das Blatt.

»Meinst du, ich kann da einfach so auftauchen?« Wenn ich schon jemanden an der Hand habe, der sich auskennen scheint, kann ich ihn auch gleich noch ein wenig ausquetschen.

»Ach, bestimmt.« Kiter-Boy zuckt mit den Schultern. »Damián und Ramón sind echt okay. Als Kinder waren wir ständig oben auf der Hacienda. Ich meine, ich hab's ja nicht so mit Pferden, aber die Mädels waren ganz verrückt danach, mal ausreiten zu dürfen.

Und Damián hat sich für jede Zeit genommen.« Er zwinkert mir zu. »Wenn du weißt, was ich meine.«

Der Promenadenmischung scheint es langweilig zu werden. Ohne auf sein Herrchen zu achten, trottet der Hund zurück in Richtung des Handtuchlagers.

Der Kiter lacht. »Sieht aus, als müsste ich los. Bestell Damián und Ramón Grüße von mir, ja? Sie sollen sich mal melden. Und sie sollen Luis ausrichten, dass ich die Regatta verfolge. Echt krass, was er dieses Jahr wieder reißt! Ich drücke die Daumen für den World Cup!«

Ich blinzele ein paar mal. »Okay, und, ähm, von wem soll ich das ausrichten?«

»Santiago. Sie kennen mich. Luis und ich haben es seinen großen Brüdern oft nicht leicht gemacht.« Er lacht leise. Es ist offensichtlich, dass er in Erinnerungen schwelgt.

»Okay, Santiago. Danke für alles. Wünsch mir Glück, dass ich diesmal den Weg auch wirklich finde.« Ich nicke ihm zum Abschied zu. Kaum zu glauben, wie er von Damián Álvarez García spricht. Als wäre er einfach nur ein Kerl von nebenan, nicht ein internationaler Star. Und wie es scheint, hat sich die Tragödie, die Damián veranlasst hat, seine Tour abubrechen, noch nicht in der Gegend herumgesprochen. Oder ist Jannis' Tod für Damián gar keine große Sache? Möglich ist es. Schließlich hat der Pferdeflüsterer den jungen Mann nie kennengelernt.

»Bis dann.« Santiago tippt sich mit den Spitzen von Zeige- und Mittelfinger an die Stirn, dann wendet er sich ab und joggt seinem Hund hinterher.

Ich gebe mir einen Ruck. Nun gut. Anlauf *numero dos*.

Tatsächlich ist es mit Santiagos Skizze viel einfacher, den Weg zu finden. Eine ganze Weile geht es parallel zum Strand die Straße entlang, vorbei an einstöckigen Häusern und niedrigen Gartenmauern. Ich passiere ein verblichenes Schild, das zu einem Campingplatz weist. An allen Häusern sind die Fensterläden geschlossen. Was mich erstaunt, ist das viele Grün. Palmen, Geranien und riesige Rhododendren säumen die Straße. Der Blütenstamm einer imposanten Kaktuspflanze ragt wie ein Baum in den Himmel.

Ich finde die Apotheke, die Santiago eingezeichnet hat, und biege dort ab, hinauf in die Hügel. Beschattet von dichtem Pinienwald, führt ein Schotterweg immer höher und höher. Nicht ein einziges Auto kommt mir entgegen, auch keine Wanderer oder Spaziergänger.

Je höher ich komme, desto lichter wird der Wald, bis er endet und weiten Grasflächen Platz macht. Und dann, kaum dass der Seat die Kuppe des Hügels erreicht, sehe ich sie vor mir. Die Hacienda.

Das Landgut erinnert an ein altes Kloster. Vier Flügel, die ein perfektes Viereck bilden. Zinnen, wie bei einer Burg, krönen die Mauern, denen auch die winzigen Fenster nichts von ihrer Trutzigkeit nehmen. Die weißen Wände strahlen in der Sonne so grell, dass ich die Sonnenblende hinunterklappen muss. Während ich mich dem großen hölzernen Portal nähere, erkenne ich immer mehr Details. Da ist die wundervolle tiefrote Bougainvillea, deren Blütenblätter vor dem Weiß der getünchten Mauern geradezu leuchten. Ein paar Zitronenbäumchen in ausladenden Terrakottakübeln neben dem Portal tragen Früchte. Rechts und links des gemauerten Torwerks zieren verspielte

Laternen die Mauern, und etwas abseits im Garten glitzert es Blau zwischen den Schatten spendenden Aleppokiefern. Ein Pool, nehme ich an. Einen Sprung ins kühle Nass könnte ich jetzt gut gebrauchen. Trotz des Fahrtwindes, der durchs offene Fenster ins Wageninnere strömt, klebt meine Haut von Schweiß. Um das Haupthaus herum verteilt befinden sich einige weitere Gebäude, unter anderem Pferdeställe, nehme ich an. Das kleine Häuschen mit den roten ausgebleichenen Dachschindeln scheint eine Kapelle zu sein.

Ich wische mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Das mache ich immer, wenn ich nervös bin, und selten in meinem Leben war ich so nervös wie jetzt.

Nun, wenn ich hier geradewegs in die Hölle fahre, dann sieht die Hölle wenigstens schön aus. Andalusien wie aus dem Bilderbuch. Fehlt nur noch, dass im nächsten Moment ein *vaquero* in traditioneller Tracht erscheint. Ich habe Bilder gesehen von den andalusischen Cowboys mit ihren flachen Filzhüten, den Hosen mit hohem Bund, den farbenfrohen Westen und reich verzierten Lederschürzen. Doch was das angeht, enttäuscht mich meine Fantasie. Als ich den Wagen vor dem Portal parke, ist nicht nur kein Reiter zu sehen, der ganze Hof scheint im Tiefschlaf zu liegen. Nicht einmal Zikaden zirpen. Kein Rascheln in den Bäumen, kein Vogeltschilpen oder Pferdewiehern. Alles wirkt wie ausgestorben. Selbst die Luft steht. Angeblich ist das hier ein aktiver Reitstall. Wo sind bloß alle?